



DAS BUCH

Ende des 19. Jahrhunderts ist New York City ein Hexenkessel: Fiese Gangster und rücksichtslose Banden machen die Straßen unsicher und liefern sich einen Kampf nach dem anderen. Und genau dort müssen Finley Jayne, das Mädchen mit den Superkräften, und die Streunerbande ihre Mission erfüllen: Ihr Freund Jasper wurde von zwielichtigen Gestalten aus ihrem Haus in London entführt und nach Amerika verschleppt. Ehrensache, dass sich Finley, Griffin, Emily und Sam sofort auf den Weg nach New York machen, um Jasper zu befreien. Leichter gesagt als getan, denn Jasper hat ausgerechnet den Zorn des gerissenen Gangsters Reno Dalton auf sich gezogen – und der hat nun Jaspers Freundin Mei in seine Gewalt gebracht und erpresst Jasper. Mit einem Trick schleust sich Finley in Daltons Gaunerbande ein und erschleicht sich sein Vertrauen. Sie findet heraus, dass Dalton ein Verbrechen plant, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Um eine Katastrophe zu verhindern, muss Finley all ihre übermenschlichen Kräfte aufbringen. Wenn sie nur nicht immer so abgelenkt wäre – von ihren Gefühlen für Griffin ...

DIE AUTORIN

Kady Cross wollte schon immer Schriftstellerin werden und hat sich mit ihrem Debütroman *Das Mädchen mit dem Stahlkorsett*, dem Vorgängerband zu *Das Mädchen mit dem Flammenherz*, ihren größten Traum erfüllt. Wenn sie nicht gerade schreibt, verbringt sie ihre Zeit mit Lesen oder der Herstellung ihres eigenen Make-up. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und jeder Menge Katzen in Connecticut.

KADY CROSS

DAS MÄDCHEN MIT
DEM
FLAMMENHERZ

Roman

HEYNE 

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
THE GIRL WITH THE CLOCKWORK COLLAR
Deutsche Übersetzung von Jürgen Langowski



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 06/2013
Redaktion: Catherine Beck
Copyright © 2012 by Kathryn Smith
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media Pößneck

ISBN: 978-3-453-53432-2

www.heyne-fliegt.de

*Für Kenzie Mae.
Dank dir ist die Welt etwas heller.*



EINS

Juli 1897, hoch über dem Atlantik

Was machst du da?«
Finley Jayne lächelte im Dunkeln.

Sie hätte sich ja gleich denken können, dass Griffin nach ihr sehen würde. Sie legte beide Hände auf den schmalen Bug und sah über die Schulter. Er stand am Rand der schwach beleuchteten Aussichtsplattform des Luftschiffs. Der Fahrtwind wehte ihr die Haarsträhnen ins Gesicht. »Ich finde heraus, wie es sich anfühlt zu fliegen«, antwortete sie.

»Wir sind über dreitausend Fuß hoch«, rief er, um den Motorenlärm zu übertönen. »Fliegen kann tödlich sein.«

Finley lachte über seinen unausgesprochenen Vorwurf, sie habe die Warnschilder ignoriert. Es war den Passagieren streng verboten, aus dem Fenster oder über die schützenden Geländer zu klettern. Griffin King war der Duke of Greythorne, und manchmal lastete die ganze Welt auf seinen Schultern. Dass er sich um sie sorgte, fand sie süß.

Er versuchte es mit einer anderen Taktik. »Wir werden bald landen«, drängte er. »Komm doch wieder rein, und pack deine Sachen.«

»Ich habe längst gepackt und bin bereit«, rief sie zurück. »Aber komm du doch heraus und sieh dir an, wie wundervoll New York City in der Nacht ist.«

Sie rechnete nicht damit, dass er sich auf die Herausforderung einließ. Natürlich war er kein Feigling, ganz gewiss nicht. Aber als Herzog und Einzelkind fand er es sicher unverantwortlich, sein Leben aufs Spiel zu setzen – nur für den schönen Ausblick und weil sie ihn dazu aufgefordert hatte. Nein, so leichtsinnig war Griffin nicht. Ganz im Gegensatz zu Jack.

Finley schob die Erinnerung an den berüchtigten Verbrecher Jack Dandy sofort wieder weg. Jack war in London, und es war nicht fair, Griffin mit ihm zu vergleichen. Beide waren auf ihre Weise unvergleichlich.

Sie hörte ein leises Geräusch hinter sich, und auf einmal saß Griffin bei ihr auf dem schmalen Sporn. Unter ihnen befand sich jetzt nur noch die Galionsfigur des Luftschiffs, eine aus Holz geschnitzte, kräftige blonde Frau von zweifelhafter Tugendhaftigkeit. Hinter ihnen lagen Tausende Meilen dunkler Nacht.

»Was tust du da?«, fragte Finley. Auf einmal klang ihre Stimme genauso wie seine kurz vorher, womöglich sogar noch ein wenig ängstlicher. Schließlich war sie erheblich robuster als Griffin. »Du solltest nicht hier draußen sitzen.«

Eines seiner Beine berührte sie, und sie bekam eine Gänsehaut unter dem gestreiften Strumpf. »Ich weiß, aber es ist die einzige Möglichkeit, sich wirklich so zu fühlen, als flöge man.« Sie musste sein anziehendes Gesicht nicht sehen, um zu erkennen, dass er lächelte. »Es ist wundervoll, nicht wahr? Sieh mal, da unten ist die Freiheitsstatue.«

Ja, es war wundervoll. So sehr, dass Finley keine Worte fand, um ihm zu antworten. Vor ihnen, jenseits der Laternen des

Schiffs, erstreckte sich ein Lichtermeer. Wie Sterne bedeckten die Lichter den Boden, und ein Stück vor ihnen stand die größte Statue, die sie je gesehen hatte. Im Schein der Fackel, die sie in der erhobenen Hand hielt, war zunächst nur der gekrönte Kopf zu erkennen, dann erfassten die Scheinwerfer des Luftschiffs auch den Rest der Figur.

»Ich habe den Piloten gebeten, dicht vorbeizufiegen, damit wir sie sehen können«, erklärte Griff.

»Hast du ihn gebeten oder es ihm befohlen?«, neckte sie ihn, denn sie fuhren mit seinem privaten Luftschiff, das nach seiner Mutter *Helena* benannt war. Auch wenn jemand anders es steuerte, er hatte das Kommando.

Er lächelte. »Ich habe ihn gebeten. Was hältst du bisher von Amerika?«

»Es ist großartig.« Die Worte kamen überschwänglicher heraus, als sie beabsichtigt hatte. Bisher war sie noch nie außerhalb Englands gewesen, eigentlich sogar noch nie außerhalb von London. Deshalb war dies jetzt schon ein einmaliges Erlebnis für sie – ganz zu schweigen davon, dass sie vor nur vierzehn Tagen gegen einen Verrückten gekämpft hatten, um die Welt zu retten. Es war ein schreckliches und völlig unschickliches Abenteuer gewesen. Aber dies hier – über dem weiten Atlantik schweben, den Nachtwind im Haar und Griffin dicht hinter sich spüren –, das war einmalig.

Sie fühlte sich ihm sehr nahe. So nahe, dass sie sogar ein wenig Angst bekam. Im Grunde wusste sie nicht, wer sie wirklich war. Er dagegen war ein Herzog und konnte Gebäude zum Einsturz bringen, indem er den Äther kontrollierte. Zwischen ihnen konnte nie etwas anderes als Freundschaft sein, aber das hielt sie nicht davon ab, sich gelegentlich in Tagträumen zu verlieren. Er gab ihr das Gefühl, sie könne alles erreichen, was

sie sich vornahm. Welches Mädchen hätte sich da nicht ein wenig verknallt?

»Willst du wirklich wissen, wie es ist zu fliegen?«, fragte er sie.

Finley drehte den Kopf zu ihm. Um es vorsichtig auszudrücken, saßen sie an einer sehr gefährlichen Stelle. Eine falsche Bewegung, und sie konnten leicht in den Tod stürzen. Einerseits hatte sie Angst vor dem Gedanken, andererseits fand sie die Gefahr erregend. In letzter Zeit hatte sie versucht, die beiden sehr unterschiedlichen Seiten, die sie in sich trug, miteinander zu versöhnen, und dank Griffins Hilfe hatte sie dabei große Fortschritte gemacht. Nun war es an ihr herauszufinden, was für ein Mädchen sie eigentlich war. Gehörte sie zu denen, die wissen wollten, wie es sich anfühlte zu fliegen?

»Ich ...«

»He!«, rief eine fremde Stimme hinter ihnen. »Was haben Sie da draußen zu suchen? Da dürfen Sie nicht hin!«

»Erwischt«, sagte Griffin bedauernd. »Lass uns reingehen, ehe Emily und Sam uns vermissen.«

Finley wartete, bis er auf dem polierten Holz nach hinten gerutscht war. Griffin erwartete sie auf dem schmalen Deck und bot ihr eine Hand, als sie aufstand und durch das Fenster nach drinnen kletterte. Anschließend stieg er selbst hinein.

Auf dem glänzenden Holz der Aussichtsplattform stand ein uniformierter Mann mit finsterner Miene. Er funkelte erst Finley an, dann wandte er sich an den jungen Adligen, der groß und schlank in seinem dunkelgrauen Anzug abwartete, das rotbraune Haar vom Wind zerzaust. Griffin lächelte amüsiert, als er die graublauen Augen auf den Offizier richtete. Der Mann erbleichte.

»Durchlaucht.« Seine Stimme war heiser vor Verlegenheit.

Griffins Grinsen wurde noch breiter. »Ich muss mich ent-

schuldigen, guter Mann. Sie haben völlig recht damit, uns auszuschimpfen. Wir werden Ihnen keinen Ärger mehr machen.« Er wandte sich wieder an Finley. »Willst du die Landung beobachten?«

Er bot ihr den Arm an, und sie hakte sich ein und ließ sich zum großen Glasfenster neben jenem führen, durch das sie gerade hereingeklettert waren. Erstaunlich, dass ihm dies alles gehörte.

»Wenn du kein Herzog wärst und dies kein privates Luftschiff wäre, dann stünde uns womöglich tatsächlich eine Menge Ärger bevor.«

Griffin schnaubte empört. »Wenn ich kein Herzog wäre und kein privates Luftschiff hätte, dann hätten wir die Überfahrt gar nicht bezahlen können. Ehrlich, was die für einen Transatlantikflug mit diesen Apparaten berechnen, grenzt an Wegelagererei.«

»Also hast du beschlossen, es sei günstiger, dir gleich ein eigenes Luftschiff zu kaufen?«

Sie bemühte sich, ernst dreinzuschauen, konnte aber nicht ganz verhehlen, wie amüsiert sie war.

Er zuckte mit den Achseln, doch auch er musste lächeln. »Sie haben mir einen guten Preis gemacht. Außerdem war es die einzige Möglichkeit, Sam zum Mitfliegen zu bewegen. Er lässt vor jedem Start Emily die Maschinen überprüfen.«

»Sam ist ein Kindskopf«, bemerkte sie, doch obwohl es ihrer Ansicht nach tatsächlich zutraf, meinte sie es nicht beleidigend. Oder jedenfalls nicht sehr. Sam Morgan war Griffins bester Freund. Auch er war zum Teil eine Maschine und obendrein launisch und der größte Rüpel, dem sie je begegnet war. Trotz seiner ruppigen Art konnte man jedoch gar nicht anders, als ihn früher oder später ins Herz zu schließen.

Es gefiel ihr, dass er sich vor dem Fliegen fürchtete. Er war

noch schwerer zu besiegen als sie selbst, und sie hatte vor kaum etwas Angst.

»Wenn man vom Teufel spricht«, murmelte Griffin und blickte über ihren Kopf hinweg.

Als sich Finley umdrehte, kamen Sam und Emily gerade herein. Sie hatten sich bereits für das Abendessen umgezogen. Sam fühlte sich in der vornehmen schwarzen und weißen Abendgarderobe sichtlich unwohl, machte aber mit dem langen dunklen Haar, das er zurückgekämmt hatte, einen durchaus passablen Eindruck. Gegen das ewige Stirnrunzeln konnte man freilich nicht viel tun.

Emily dagegen war eine wahre Augenweide. Sie hatte das kupferfarbene Haar am Hinterkopf zu einem lockeren Knoten gebunden, und im Kontrast zu ihrem kastanienbraunen Kleid funkelten die grünen Augen strahlend hell. Die vier jungen Menschen wirkten eher, als wollten sie einen Ball besuchen und seien nicht etwa einem des Mordes verdächtigen Mann in ein fremdes Land gefolgt.

Fünf Tage zuvor hatten einige Kopfgeldjäger Jasper Rale in Griffins Haus aufgegriffen, ihn des Mordes bezichtigt und verschleppt. Die anderen hätten sofort die Verfolgung aufgenommen, wenn sie es gekonnt hätten, doch obwohl Griffin nun ein eigenes Luftschiff besaß, hatten sie noch fast einen vollen Tag benötigt, um alle Vorbereitungen zu treffen.

»Hast du wieder Zitronen gegessen, Sam?«, fragte Finley, als die anderen zu ihnen traten.

Der große Kerl zog eine dunkle Augenbraue hoch, sagte aber nichts dazu. Seit sie ihm das Leben gerettet hatte – und nachdem er versucht hatte, sie zu töten –, ging er beinahe freundlich mit ihr um, was es ihr natürlich viel schwerer machte, ihn mit Sticheleien zu ärgern.

»Wir wollten die Landung beobachten«, sagte Emily mit ihrem irischen Akzent. »Außerdem haben wir gehört, dass sich ein paar Idioten draußen auf den Bug gesetzt haben. Habt ihr sie gesehen?« Sie lächelte ironisch.

Finley und Griff lachten gleichzeitig auf, worauf sich die Falten auf Sams Stirn vertieften. »Das waren wirklich Idioten«, bemerkte er trocken.

Emily verdrehte die Augen und drehte sich zum Fenster um. »Oh, die Freiheitsstatue! Ist sie nicht großartig?«

Ihre Begeisterung war ansteckend, und schließlich standen alle vier an der Scheibe und blickten hinaus, während die *Helena* an der Statue vorbeiglitt. Sie war wirklich riesig und wunderschön. Bald würden sie den Landeplatz im Central Park ansteuern und auf der Insel Manhattan von Bord gehen. Von dort aus würden sie ins Hotel fahren, und morgen früh wollten sie dann die Suche nach Jasper aufnehmen. Das sollte doch eigentlich nicht schwierig sein, da man ihn eigens hergebracht hatte, um ihn eines Verbrechens anzuklagen.

Finley vermochte sich nicht vorzustellen, dass Jasper kaltblütig jemanden getötet hatte. Es musste sich um einen Irrtum handeln. Griffin war überzeugt, dass er die Angelegenheit bereinigen konnte, aber dies hier war nicht England, und die Amerikaner ließen sich von seinem Titel und Vermögen sicher nicht beeindrucken. Zwar besaß jeder von ihnen einzigartige Fähigkeiten – Entwicklungen, wie Emily sie nannte –, aber sie standen nicht außerhalb des Gesetzes.

Doch was wäre, wenn sie Jasper nun doch nicht retten konnten?

Wenn man sich mit Gefängnissen auskannte, war dieses hier eigentlich gar nicht so übel. Jasper hatte jedenfalls schon schlimmere gesehen und in schlimmeren gesessen.

Das Gitter vor dem Fenster war von der Sorte, die vor allem dazu diente, Menschen draußen und nicht etwa drinnen zu halten. Das monströse alte Himmelbett war bequem, und das Zimmer war groß genug, um ein wenig herumlaufen zu können.

Dalton – der Mann, in dessen Haus er jetzt als »Gast« logierte – war ein alter Bekannter. Jasper hatte sich vor fast zwei Jahren mit dessen Bande überworfen. Damals war er jung und unerfahren gewesen und hatte viel zu wenig Umsicht besessen. Dalton war zwei Jahre älter und hatte den üblichen Unfug über das schöne Leben des Gesetzlosen von sich gegeben, und das alles hatte in den Ohren eines armen Jungen einfach wundervoll geklungen.

Sofern das Haus als Hinweis dienen durfte, hatte sich Dalton gut gemacht. Es war schön – viel schöner als alles, was Jasper in seiner Zeit bei der Bande gesehen hatte. Hielt sich Dalton inzwischen für eine Art Gentleman? Suchte er gar die Gesellschaft der Menschen, die er bestahl? Hier in der Bowery war Dalton nahe genug am Verbrecherviertel Five Points, um den Kontakt zur kriminellen Unterwelt zu halten, andererseits aber gerade weit genug entfernt, um nicht in Verruf zu geraten.

Dabei genoss Dalton keineswegs einen guten Ruf, und inzwischen war Jasper auch vollkommen klar, wie sein ehemaliger Boss darüber dachte, dass er weggelaufen war. Die Prellungen, die Jaspers Körper von der Hüfte bis zum Gesicht überzogen, sprachen eine deutliche Sprache. Auf der linken Seite hatte er den perfekten Abdruck einer Stiefelsohle, der vermutlich von Little Hank stammte. Er war der einzige Halunke in Daltons Bande, der so große Füße hatte.

Hätte er ein wenig von Emilys Salbe gehabt, dann hätte er sich damit behandeln können, aber er hatte keines ihrer »Bies-terchen« dabei und musste warten, bis die Verletzungen auf natürliche Weise abheilten.

Seit die Männer ihn mit Gewalt aus Griffins Haus geholt und behauptet hatten, sie wollten ihn wegen einer Mord-anklage nach Amerika bringen, hatte er oft an seine neuen Freunde gedacht.

Jasper war freiwillig mitgegangen und gern bereit gewesen, sich seiner Vergangenheit zu stellen und vielleicht sogar von den Vorwürfen zu entlasten. Erst auf dem Luftschiff, als er nicht mehr hatte fliehen können, war ihm bewusst geworden, dass die Männer in Wirklichkeit für Dalton arbeiteten.

Nach der Landung hatte er zu fliehen versucht. Eine Dumm-heit, aber er hatte es wenigstens versuchen müssen. Sie hatten ihn eingefangen, geschlagen, gefesselt und hierhergeschleppt, wo er nun seit mehr als vierundzwanzig Stunden saß.

Endlich drehte sich ein Schlüssel im Schloss. Jasper ging zur Kommode. Hinter dem schweren Möbelstück konnte er not-falls in Deckung gehen, falls jemand zu schießen begann.

Little Hanks massige Gestalt tauchte in der Tür auf. Der Kerl war einen Meter neunzig groß und so breit wie ein Stier. Der starke und überraschend wendige Handlanger diente Dalton als Mann fürs Grobe. Jaspers einziger Vorteil bestand darin, dass er sogar noch schneller war, aber das wollte er Dalton vor-erst nicht wissen lassen.

Little Hank duckte sich und trat ein. »Der Boss will dich sehen.«

»Das passt mir gerade nicht so gut«, quetschte Jasper mit sei-nem angeschlagenen Mund heraus. »Komm doch später noch mal vorbei.«

Der Riese zögerte, weil er offenbar nicht wusste, wie er damit umgehen sollte. Jasper hätte gelächelt, wenn es nicht so geschmerzt hätte. Dann verzog Hank das grobknochige Gesicht zu einer finsternen Miene und funkelte ihn an. »Immer noch der alte Klugscheißer.«

Jasper zuckte mit den Achseln. »Manchmal muss man sich eben bemühen, den Erwartungen gerecht zu werden.« Steifbeinig ging er zur Tür. Die Angst saß ihm wie ein dicker Klumpen im Bauch, doch er ließ sich nichts anmerken.

Little Hank packte ihn im Nacken und zerrte ihn mehr oder weniger unsanft hinaus auf den Flur und die abgenutzte Treppe hinunter. Dort ging es nach rechts, und schließlich erreichten sie einen Salon, in dem er Jasper endlich freigab. Obwohl Jasper Griffins Freund Sam Morgan nicht sonderlich gut leiden konnte – in diesem Moment wünschte er sich, der kräftige Kerl wäre da und könnte Little Hank eine Lektion in gutem Benehmen erteilen.

Andererseits würde sich Morgan wahrscheinlich bequem zurücklehnen und lächelnd zusehen, wie Jasper bewusstlos geprügelt wurde. Also Finley. Sie würde Hank einen Tritt in den riesigen Hintern versetzen. Jasper hätte keine Probleme damit gehabt, von einem Mädchen gerettet zu werden, aber leider war Finley in London. Die anderen dachten, reguläre Gesetzeshüter hätten ihn verhaftet, dabei war das genaue Gegenteil der Fall.

Reno Dalton stand am Fenster und paffte einen Zigarillo. Er war ein wenig kleiner als Jasper, der einen Meter achtzig maß. Er war auch schlanker, und eine Frau hätte den Mann mit den langen braunen Haaren und den eisblauen Augen sicherlich sehr attraktiv gefunden. Er trug einen maßgeschneiderten grauen Anzug, in dem er auftrat wie ein Gentleman.

In Wahrheit war er eher so etwas wie eine schlafende Klapperschlange. Die Wahrscheinlichkeit, dass Dalton einen Menschen in Ruhe ließ, war ungefähr genauso hoch wie die, dass er ihn einfach tötete, ohne groß darüber nachzudenken.

»Ah, Jasper.« Dalton verzog den Mund zu einem kalten Lächeln. Er war etwa zwanzig Jahre alt, doch von den Augenwinkeln gingen dünne Fältchen aus. Offenbar hatte er viel Zeit im Freien verbracht. »Du siehst ja gar nicht so übel aus, wie ich dachte.«

Hätte Jasper seinen Hut getragen, dann hätte er an die Krempe getippt. »Schwarz und Blau stehen mir eben besonders gut.«

Dalton wedelte geringschätzig mit der Hand. »Ich bin sicher, dass die Damen bald schon wieder bei deinem Anblick ohnmächtig werden. Setz dich.«

»Ich würde lieber stehen bleiben.«

Das Lächeln verschwand, und die Klapperschlange erwachte. »Setz dich.«

Little Hank stieß Jasper auf einen Stuhl, ehe dieser überhaupt reagieren konnte. Das Möbelstück war klapprig und erweckte den Eindruck, es könne beim kleinsten Niesen zusammenbrechen. Er riss sich von Hanks Hand los, zuckte zusammen, weil es wehtat, und blickte den Mann an, der vor ihm stand.

»Also gut, jetzt sitze ich.«

Dalton schaute wieder sehr erfreut drein. »Gut.« Er sprach mit einem leichten Südstaatenakzent. Da er schon seit Jahren in New York lebte, waren die Anklänge des kleinen Jungen aus Virginia fast vollständig verschwunden. »Wir zwei müssen uns geschäftlich unterhalten.«

Eine bedrohliche, beängstigende Kälte breitete sich in Jaspers

Bauch aus. Er ignorierte das Gefühl. »Ich fürchte, ich weiß nicht, was du meinst.«

Dalton lächelte, allerdings dieses Mal ohne jede Freundlichkeit. Langsam ging er um den wuchtigen Schreibtisch herum und ließ sich dahinter nieder. »Wir wollen doch auf diese Spielchen verzichten, Jasper. Du weißt, wo das Gerät ist. Du hast es mir gestohlen, und ich will es wiederhaben.«

Jasper gähnte. Es tat schrecklich weh, aber wenigstens wirkte er hinreichend gelangweilt. »Ich habe es gestohlen, weil du mich hintergangen und versucht hast, mich zu töten, statt mich dafür zu bezahlen.«

»Die Hälfte der Summe hast du bekommen. Wie ich es sehe, bist du mit meinem Geld und meinem Gerät verschwunden.«

»Du kannst es sehen, wie du willst. Ich habe weder dein Geld noch die Maschine.« Es war sinnlos zu lügen und zu bestreiten, dass Jasper das Geld genommen hatte, das ihm rechtmäßig zustand.

Dalton kniff die Augen zusammen. »Wer hat den Apparat?«

Jasper rang sich ein Lächeln ab. »Niemand hat ihn. Aber ich weiß, wo er ist, und da dies das Einzige ist, was dich davon abhält, mich zu töten, werde ich es dir nicht verraten.«

Zu seiner Überraschung hellte sich Daltons Miene deutlich auf. »Ich bin enttäuscht, Jas. Du weißt doch, dass ich dich niemals töten würde.« Als Jasper skeptisch eine Augenbraue hochzog, fuhr Dalton fort: »Viel lieber töte ich jemanden, der dir wichtig ist.« Er legte einen kleinen Schalter an der Seite des Schreibtischs um, worauf sich links von Jasper eine Tür öffnete.

Jasper blieb fast das Herz stehen, als er sah, wer dort auf der Schwelle stand. Sie war klein und bleich, und das glatte schwarze Haar reichte fast bis zur Hüfte. Sie trug ein langes, türkisfarbenes Seidenkleid mit chinesischen Drachen und war

noch hübscher als bei ihrer letzten Begegnung, als er sich mit einem Kuss von ihr verabschiedet hatte. Das einzig Neue war das seltsame Halsband, das sie trug – einen eng sitzenden Reif, der anscheinend aus kleinen Uhrwerkteilen bestand.

Offenbar war sie ebenso entsetzt, ihn zu sehen, wie er selbst. Sie riss die Mandelaugen auf. »Jasper?«

»Mei«, flüsterte er. Ihm wurde so schwindlig, als hätte er sich zu schnell gedreht und abrupt angehalten. Er wollte aufstehen, doch Little Hank legte ihm seine Pranke auf die Schulter und drückte ihn auf den Stuhl zurück.

Daltons Lächeln war wieder da. »Wie du siehst, Jasper, hast du etwas, das ich will, und ich habe etwas, das du willst.« Er stand auf und ging zu Mei, die von einem anderen Handlanger des Verbrechers bewacht wurde. Er strich ihr mit dem Finger über die Wange. Sie zuckte zusammen.

Jasper sträubte sich gegen Little Hanks Griff, doch es war, als klebte sein Hinterteil an dem Stuhl fest. »Wenn du ihr wehtust, dann ...«

Dalton fuhr herum und ging wie eine wütende Klapperschlange auf ihn los. »Ihr wehtun? Ich glaube, du verstehst das nicht, mein Junge. Du bist mir etwas schuldig. Und wenn du nicht haargenau das tust, was ich will, dann bringe ich sie um.«



ZWEI

Die vereinigten Hotels Waldorf und Astoria an der 5th Avenue galten als Inbegriff von Reichtum und Eleganz. John Jacob Astor IV. hatte das aus rotem Ziegelstein gemauerte Gebäude erst kürzlich fertiggestellt.

Als sie aus der gemieteten Droschke stiegen, musste sogar Griffin insgeheim zugeben, dass ihre Unterkunft ausgesprochen vornehm war. Er hielt den Kastorhut auf dem Kopf fest, während er nach oben blickte. »Ist das nicht grandios? Was sagst du dazu, Finley?«

»Es ist einfach herrlich«, antwortete sie, ohne den Blick vom Gebäude abzuwenden.

Als er sah, wie sie mit offenem Mund starrte, grinste er sie an. Schon im Vorfeld hatte er entschieden, dass sie hier wohnen würden, weil er hoffte, dass es seinen Freunden gefiel – besonders natürlich Finley.

Und jetzt versuch mal, das zu übertreffen, Jack Dandy, dachte er. Natürlich war es dumm, den Verbrecher als Nebenbuhler zu betrachten, aber Dandy sprach nun einmal Finleys dunkle Seite an. Dabei war egal, dass die beiden Hälften ihrer Persönlichkeit längst verschmolzen waren. Sie rangen immer noch

jeweils um die Vorherrschaft, und es gab nach wie vor einen Teil in ihr, der Dandy faszinierend fand. Griffin hatte nie viel von körperlicher Gewalt gehalten, aber Finleys Schwäche für den Kerl weckte in ihm den Wunsch, jemandem – am liebsten Dandy – einen kräftigen Fausthieb auf die Nase zu versetzen.

Ein Schwarm von Portiers und Hotelpagen, die darauf brannten, sich ein paar Cent Trinkgeld zu verdienen, eilte herbei, um ihnen das Gepäck und die Habseligkeiten abzunehmen. Lächelnd bemerkte Griffin, dass niemand Emily anbot, sich um die Katze zu kümmern. Immerhin war das mechanische Tier so groß wie ein Panther. Alle keuchten erschrocken, als die Maschine in Gang kam und sich rührte. Sie streckte sich wie ihr lebendes Vorbild und bohrte die scharfen Krallen in den Gehweg. Die Gelenke waren gut geölt und bewegten sich lautlos.

»Keine Sorge, meine Herren«, zwitscherte Emily. »Es besteht keinerlei Gefahr.«

Das würde sich allerdings schlagartig ändern, falls jemand versuchte, Emily etwas anzutun. Außerdem hatte sie Sam, der sie beschützen konnte, und auch Griffin würde ihr jederzeit beispringen.

Sie betraten die Lobby, die ebenso vornehm war wie das Äußere des Gebäudes. Griffin sprach mit dem Empfangschef, der sichtlich beeindruckt zur Kenntnis nahm, dass er einen Herzog als seinen Gast betrachten durfte. Auch wenn sich Amerika schon vor mehr als einem Jahrhundert von England losgesagt hatte – ein Adelstitel und ein großes Vermögen erregten immer noch Aufsehen. Der Mann übergab ihm die Schlüssel für vier Zimmer. Natürlich wäre es günstiger gewesen, sich eine Suite zu teilen, aber in London hatte jeder ein

eigenes Zimmer bewohnt, und es schien nur richtig, dass sie es hier genauso hielten. Außerdem bekamen sie so die Möglichkeit, einander aus dem Weg zu gehen, wenn sie es für nötig hielten.

Sie mussten mit zwei Aufzügen hinauffahren – in einem befanden sich der Fahrstuhlführer, die vier Gäste und Emilys Katze, im anderen ihr Gepäck. In der engen Kabine und dicht umringt von seinen Freunden bekam Griffin das Gefühl, jemand hätte sich auf seine Brust gesetzt. Er ballte die Hände zu Fäusten, legte den Kopf in den Nacken, schloss die Augen, bezwang sich und blieb ruhig. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie ihr Stockwerk erreichten.

Eine weiche Hand suchte die seine und lockerte sie, um die Finger mit seinen zu verschränken. Er senkte den Kopf und blickte in ein Augenpaar, das die Farbe von flüssigem Honig hatte und von dicken dunklen Wimpern eingerahmt wurde.

Finley.

Auf einmal war er aus einem ganz anderen Grund atemlos. Sie lächelte, sagte aber nichts, sondern stand einfach nur bei ihm und hielt seine Hand, während sie langsam nach oben fuhren. Gern hätte Griffin die freie Hand gehoben und die schwarzen Strähnen in ihrem blonden Haar gestreichelt. Er wollte sie in den Arm nehmen, sie an sich ziehen, den Kopf senken und ...

Die Glocke läutete. Sie hatten ihre Etage erreicht.

Gerade noch rechtzeitig, weil er sich tatsächlich schon zu ihr vorgebeugt hatte.

Der Liftboy öffnete ihnen die Schiebetür und wünschte ihnen eine gute Nacht. Griffin bedachte ihn mit einem Trinkgeld, worauf der Mann grinsend den Hut lupfte.

Nachdem sie die Schlüssel verteilt hatten, ging jeder auf sein Zimmer und nahm sein Gepäck in Empfang. Griffin pellte weitere Geldscheine aus dem Bündel und drückte sie den eifrigen Helfern, die ihr Gepäck geschleppt hatten, in die Hände.

Sein Zimmer war so geräumig und luxuriös, wie er es erwartet hatte. Ein dicker Teppich bedeckte den Boden, und ein großes, gemütliches Bett wartete auf ihn. Die Fenster, die einen wundervollen Ausblick über die 5th Avenue boten, konnten mit schweren Vorhängen verdeckt werden. Er trat an eines der Fenster und blickte hinaus. New York sah aus, als hätte jemand die Sterne eingefangen und in die Erde gepflanzt.

Es war schon spät, und er wollte früh aufstehen, um das Gefängnis aufzusuchen und mit Jasper selbst oder wenigstens mit irgendjemandem über Jasper zu reden. Er wollte alles tun, was in seinen Kräften stand, um dem Freund zu helfen, und wenn es sein musste, würde er sogar dessen Freiheit mit Geld erkaufen. Keinesfalls sollte Jasper für ein Verbrechen gehenkt werden, das er nach Griffins Ansicht ganz gewiss nicht begangen haben konnte.

Die Grübeleien hielten ihn wach, und statt sich auszuziehen und zu schlafen, stand er länger am Fenster, als es angebracht gewesen wäre. Schließlich gewann die Rastlosigkeit die Oberhand, und er machte auf dem Absatz kehrt. Das Auspacken konnte warten.

Griffin schloss die Tür hinter sich und ging rasch über den Flur, um gegenüber anzuklopfen. Während er wartete, fuhr er sich mit gespreizten Fingern durch die Haare. Dann hörte er den Riegel klicken, und die schwere Holztür ging auf.

»Du hättest fragen sollen, wer vor der Tür steht«, sagte er warnend. »Ich hätte sonst wer sein können.«

Finley lächelte, während sie die Tür ganz aufzog. Sie sah so müde aus, wie er sich fühlte. Und trotzdem war sie das hübscheste Mädchen, das er je gesehen hatte.

»Ich wusste, dass du es bist. Ich habe gehört, wie du dein Zimmer verlassen hast.«

Natürlich hatte sie es gehört. Sie besaß ein überragendes Gehör und war außerdem durchaus fähig, sich zu verteidigen. Trotzdem machte er sich Sorgen um sie. Sie war viel zu waghalsig und manchmal geradezu übertrieben selbstsicher. Es würde ihn umbringen, wenn ihr etwas zustieß.

Er schob die Gedanken beiseite, während sie ihm Platz machte, damit er eintreten konnte. Ihr Zimmer war seinem eigenen recht ähnlich, bot jedoch einen anderen Ausblick. Von hier aus sah man die 34th Street.

»Ich dachte, du hast vielleicht Lust auf einen Spaziergang.« Er ließ den Blick durch den Raum wandern. Sie hatte das Gepäck bereits geöffnet und mit dem Sortieren begonnen. Es war ihm ein wenig peinlich, ihre Unterwäsche zu sehen, auch wenn sie schon in einer offenen Schublade gestapelt war. Er wandte den Blick ab. »Das sind hübsche Blumen.«

Finley betrachtete den Strauß cremefarbener Rosen auf der Kommode. »Die waren schon da, als ich einzogen bin. Ich dachte, sie gehören zum Schmuck des Zimmers.«

»In meinem Raum sind keine Rosen.« Er sah genauer hin. »Da ist eine Karte.« Er zog die zusammengefaltete Karte zwischen den Blüten hervor und reichte sie ihr.

Mit gerunzelter Stirn nahm Finley sie entgegen. »Vielleicht erfahren wir jetzt, wem sie gehören.« Doch als sie die Karte öffnete, wusste Griffin bereits die Antwort. Finley reagierte überrascht, erfreut und verstört, alles gleichzeitig.

»Sie sind von Dandy, nicht wahr?« Sie musste nicht antworten.

Wer sonst sollte ihr hierher Blumen schicken? Er selbst ganz gewiss nicht.

Sie nickte verwirrt. »Woher wusste er denn überhaupt, wo ich bin?«

Griffin zuckte mit den Achseln und tat so, als sei es nichts Besonderes. »Es war nicht schwierig herauszufinden, dass wir nach New York aufgebrochen sind. Danach musste er nur noch mit den Hotels Verbindung aufnehmen.«

»Aber ich verstehe nicht, warum er sich diese Mühe gemacht hat.«

»Wirklich nicht?« Griffin betrachtete sie genau. »Du weißt doch, dass er etwas für dich empfindet.«

Finley errötete. »Wir sind doch nur Freunde, sonst nichts.«

Griffin fuhr mit den Fingern über eine Blüte und lächelte bitter. »Vielleicht solltest du das Mister Dandy wissen lassen.«

»Glaubst du, ich habe ihm Hoffnungen gemacht?«

Er ersticke fast an seinem Lachen. »Du hast eine Nacht in seinem Haus verbracht. Kannst du ihm vorwerfen, dass er da auf Ideen kommt?«

Finley stemmte die Fäuste in die Hüften und funkelte ihn an. »Und ich lebe in deinem Haus. Auf welche Ideen seid Ihr gekommen, Euer Hochwohlgeboren?«

Er hätte in seinem Zimmer bleiben sollen. »Auf keine. Ich kenne dich zu gut, um auf irgendwelche Ideen zu kommen.«

Dies beruhigte sie nicht, sondern machte sie erst recht wild. »Was soll das heißen?«

Griffin zuckte mit den Achseln. Er konnte nur noch verlieren. »Nichts, Finley. Es bedeutet nichts. Tut mir leid, dass ich dich belästigt habe. Gute Nacht.«

Er ging zur Tür und hatte schon nach dem Türknauf aus Messing gegriffen, als sie die flache Hand auf die Tür klatschte.

Er drehte den Knopf herum und zog, doch die Tür rührte sich nicht. Dieses Mädchen war wirklich stark.

Langsam drehte sich Griffin zu ihr herum. Jetzt wurde auch er wütend, seine Kräfte sammelten sich. Die auf Hals und Schultern tätowierten Runen, die ihm helfen sollten, seine Fähigkeiten zu beherrschen, wurden warm und kribbelten. Finley brachte ihn immer wieder dazu, wie ein Idiot zu denken und sich zudem wie einer zu benehmen. »Zwing mich nicht, die Tür aus dem Rahmen zu sprengen«, sagte er leise.

Mit ungläubig funkelnden Augen forderte sie ihn ungerührt heraus. »Das würdest du nicht tun.«

»Und ob. Es ist ja nicht so, dass ich mir die Reparatur nicht leisten könnte.«

»Und wo schlafe ich in der Zwischenzeit?«

»Da fällt dir sicher etwas ein.« Kaum dass er es gesagt hatte, wünschte er, er könnte die Bemerkung wieder zurücknehmen. Seine Wangen glühten.

Finley stieß ein leises Keuchen aus, und er bemerkte zu seiner Freude, dass auch ihr Gesicht dunkler wurde. Außerdem ließ sie die Hand noch auf der Tür liegen, doch mit der anderen berührte sie sein Gesicht. Ihre Finger fühlten sich kühl an.

Er bot seine ganze Willenskraft auf, umfasste ihre Hand und zog sie weg. »Du bist mir wichtig, Fin. Viel wichtiger, als ich es vielleicht zugeben sollte, aber ich werde dich nicht teilen oder um deine Zuneigung kämpfen.« Dann – er konnte nicht anders – küsste er sie auf die Finger.

»Gute Nacht, Finley.« Damit öffnete er die Tür und ging hinaus. Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, kämpfte er seine Enttäuschung nieder. Sie hatte ihn nicht aufgehalten.

Es war gut, dass Daltons Leute ihm die Waffen abgenommen hatten, denn Jasper war so wütend, dass er der Ratte ohne Zögern eine Kugel zwischen die Augen gejagt hätte. Wütend und hilflos.

Als er Stunden später allein am Fenster seiner Gefängniszelle stand, war er immer noch wütend. Es war schon nach Mitternacht, aber wenn er ins Bett gegangen wäre, hätte er doch nur die Decke angestarrt.

Warum hatte sein ehemaliger Freund unter all den Geheimnissen und Waffen, die er hätte nutzen können, ausgerechnet Mei ausgewählt? Im Grunde lag es doch ganz nahe. Dalton wusste genau, dass Mei das beste Druckmittel war, das er überhaupt gegen Jasper einsetzen konnte. Ihre Anwesenheit sorgte dafür, dass Jasper keinen Fluchtversuch unternehmen würde.

Er presste die Stirn gegen die kühle Fensterscheibe und atmete tief durch die Nase ein und aus, doch das dämpfte seinen Zorn nicht. Er hatte Mei nicht mehr gesehen, seit er ein Jahr zuvor San Francisco verlassen hatte. Er war weggegangen, um sie zu schützen, und hatte Daltons verdammten Apparat versteckt, um selbst am Leben zu bleiben und zugleich dafür zu sorgen, dass Dalton nicht noch gemeiner und bösartiger wurde.

Er hätte sie nicht allein lassen dürfen.

Hätte er eingelenkt und Dalton vor der Flucht nach England das Gerät überlassen, dann wäre er nicht in dieses Durcheinander geraten, und Mei wäre nach wie vor in Sicherheit. Er hätte sie mitnehmen sollen. Aber sie hatte nicht weggehen wollen.

Wenn er sich vorstellte, was ihr alles geschehen konnte, solange sie sich in Daltons Gewalt befand ...

Als er einen Schlüssel im Schloss kratzen hörte, hob er den

Kopf. Während er sich umdrehte, ging die Tür langsam und knarrend auf.

Er hatte damit gerechnet, wieder Little Hank zu sehen, der die Fäuste ballte, um ihm eine weitere Abreibung zu verpassen, doch der Mensch, der hereinkam, war zwei Köpfe kleiner als der Gangster.

»Mei.« Zu sagen, er sei überrascht, sie zu sehen, wäre eine starke Untertreibung gewesen. »Wie ... was machst du denn hier?«

Sie legte einen Finger auf die Lippen und gebot ihm Schweigen, während sie die Tür hinter sich schloss. Sie war noch so gekleidet wie vorher. Die westliche Kleidung passte nicht recht zu ihr, auch wenn der Stoff aus China stammte. Er war daran gewöhnt, sie in traditioneller Bekleidung zu sehen. Als die Tür geschlossen war, sperrte sie zusätzlich von innen ab. Anmutig kam sie auf ihn zu, ihr Haar glänzte im Schein der Lampe. »Ich musste dich unbedingt sehen«, erklärte sie.

»Wie konntest du aus deinem Zimmer entkommen und dir meinen Schlüssel besorgen?«

»Dein Schlüssel hängt vor der Tür an einem Haken.« Dann hob sie die zierlichen Hände zum Kragen, ohne ihn zu berühren. »Das ist mein Gefängnis. Im Haus kann ich mich frei bewegen, aber wenn ich weggehen will, zieht er sich zusammen.«

Jasper wollte das Ding untersuchen. »Kannst du ihn nicht einfach abnehmen?«

Sie wich zurück und mied die Berührung. »Nicht. Wenn sich jemand anders daran zu schaffen macht, löst er ebenfalls aus. Er würgt mich, und du musst Dalton rufen. Er soll aber nicht erfahren, dass ich hier bin.«

Dieser verdammte Dalton. Jasper biss die Zähne zusammen. »Wie lange hält er dich schon gefangen?«

»Erst seit ein paar Monaten. Er hat mich in Chinatown gefunden. Ich war ins Haus zurückgekehrt.«

Mit dem Haus meinte sie Miss Camerons Einrichtung. Donaldina Cameron half seit mehr als zwanzig Jahren Mädchen und Frauen, die aus China herübergekommen waren. Viele von ihnen waren illegal eingewandert, wurden als Sklavinnen verkauft oder mussten als Prostituierte arbeiten. Jasper hatte Miss Cameron geholfen, einige Mädchen zu retten und zu beschützen. So hatte er auch Mei kennengelernt. Er hatte sie davor bewahrt, an einen Geschäftsmann verkauft zu werden.

Den Geschäftsmann, für dessen Tod er sich verantworten sollte.

Dalton hatte es nicht gefallen, dass Jasper dem Haus geholfen hatte. Er war vielmehr der Ansicht, Jasper solle mit Meis Hilfe einige Mädchen dazu überreden, für Dalton zu arbeiten, damit dieser sich »neue Geschäftsfelder« erschließen konnte. Jasper hatte keine Probleme damit, reichen Leuten etwas Kleingeld aus der Tasche zu ziehen – schließlich musste auch er von irgendetwas leben –, aber die Grenze zog er dort, wo er von dem Leid anderer profitiert hätte.

»Hat er sich wirklich an Miss Donaldina gewandt?« Das war selbst für Daltons Begriffe ausgesprochen dreist.

Mei schüttelte den Kopf, das glatte Haar rutschte über die Schultern. »Ich wollte ein Mädchen retten, und dabei hat er mich gefunden.«

Jasper knirschte mit den Zähnen. »Hat er dir etwas ange-tan?« Wenn es sein musste, würde er Dalton mit bloßen Hän-den umbringen.

Mei sah ihn mit großen dunklen Augen an. »Nein, dafür ... dafür wollte er mich nicht. Er hat mich nur geschnappt, weil er wusste, dass er dich damit unter Druck setzen konnte.«

Diese Annahme war natürlich absolut richtig.

»Er hat dir den Kragen angelegt, damit wir nicht aus der Reihe tanzen.«

»Ja.« Sie nickte. »Es ist schön, dich zu sehen, Jasper.«

Trotz aller Frustration und Wut musste Jasper lächeln. »Ich freue mich auch.«

Sie warf ihm einen schüchternen Blick zu und wandte sich ab. Verlegen ließ sie die Finger über seinen alten, verbeulten Hut wandern, der auf der Kommode lag. Die Briten nannten so etwas Cowboyhut, aber er hatte in seinem ganzen Leben noch nicht mit Vieh gearbeitet. Nur einmal hatte er in einem Viehwaggon geschlafen. Die Tiere stanken sogar noch schlimmer als nasse Hunde.

»Hast du mich denn überhaupt vermisst?«, fragte sie.

»Aber natürlich«, entgegnete er empört. Auf solche Fragen antwortete ein Mann nicht gern. »Und du?«

Mei warf ihm einen zufriedenen Blick zu, ehe sie zum Bett ging und sich an einen der hohen Pfosten lehnte. »Ich wusste, dass du fragen würdest.«

»Du hast zuerst gefragt«, erinnerte er sie achselzuckend. »Und ich dachte, wenn ich ehrlich bin, könntest du es vielleicht auch sein.«

»Bist du immer noch so empfindlich, wenn es um deine Gefühle geht? Ja, ich habe dich vermisst. Ich habe dich sehr vermisst, Jasper Rale. Du hast mich allein gelassen.«

Das klang ein wenig vorwurfsvoll. Er richtete sich auf. »Ich bin gegangen, damit die Polizei denkt, ich sei schuldig. Ich wollte dich damit beschützen.«

»Und jetzt sind wir hier.« Sie deutete auf den mechanischen Kragen. »Vielleicht hättest du mich besser beschützen können, wenn du geblieben wärest.«

Ihr Akzent wurde stärker. So war es immer, wenn sie gereizt war. Irgendwann wurde ihr Englisch so schlecht, dass er nicht einmal mehr die Hälfte von dem verstand, was sie sagte.

»Mei, wir wissen beide, dass sie mich wegen Mordes gehängt hätten, wenn ich geblieben wäre. Wolltest du das?«

»Natürlich nicht!« Sie funkelte ihn an. »Wie kannst du nur so etwas sagen?«

»Du bist wütend auf mich, weil ich dich beschützt habe.« Er beherrschte sich und hob nicht die Stimme, so sehr ihm auch danach war.

»Leider hat es nichts gebracht.« Hilflos hob sie die Arme. »Schau nur, was dabei herausgekommen ist.«

Jasper atmete tief durch. Mei war nicht auf ihn wütend, sondern auf Dalton – und auf sich selbst. »Ich werde uns aus diesem Schlamassel befreien. Das verspreche ich dir.«

Das schien sie ehrlich zu überraschen. »Uns?« Sie entfernte sich vom Bett und ging wieder zur Kommode. »Willst du Dalton das Gerät geben?«

Jasper betrachtete sein Ebenbild im Spiegel. Die braunen Haare standen in allen Richtungen ab. Er fuhr mit den Fingern durch das Gestrüpp, machte es aber nur noch schlimmer. »Ja, ich werde es ihm holen. Mir bleibt doch nichts anderes übrig.«

Sie heftete den Blick auf den Hut statt auf ihn. »Du könntest zu fliehen versuchen. Einfach weglaufen.«

»Und dich bei ihm zurücklassen?« Er schnaufte zornig. »Blümchen, du solltest mich besser kennen.«

Als er den alten Kosenamen benutzte, stieg ihr die Röte ins Gesicht.

»Du bist mir nichts schuldig, Jasper. Ich will nicht, dass dein Leben von mir abhängt.«

»Das ist dumm, denn nun hängt meines von mir ab.«



Kady Cross

Das Mädchen mit dem Flammenherz
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-53432-2

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2013

Eine Heldin, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat

New York im Jahr 1897: Die 16-jährige Finley Jayne und ihre Gang erobern Manhattan. Ihre Mission: Jasper aus der Gewalt eines Mannes zu befreien, der vor nichts zurückschreckt. Ihre Waffen: übernatürliche Fähigkeiten, Freundschaft und Mut. Ihre Erfolgsaussichten: tendieren gegen null. Also genau die Art von Auftrag, bei der Finley Jaynes Herz höherschlägt. Dass es dies gelegentlich auch tut, wenn der geheimnisvolle Griffin sie nur lang genug anschaut, ignoriert sie geflissentlich. Dafür hat sie wahrlich keine Zeit ...